

Rezensionen

Dietmar Lütz: homo viator, Karl Barths Ringen mit Schleiermacher, Zürich: Theol. Verlag 1988, XVIII. 423 Seiten, brosch. DM 49,-

Daß deutschsprachige Baptisten sich mit monographischen Untersuchungen am Werden von Theologie beteiligen, kommt nicht besonders häufig vor; eine Rarität muß man es gar nennen, wenn sie sich dabei auf dem Gebiet der Dogmatik bewegen. Mit um so größerer Freude begrüßen wir diese Arbeit von Dietmar Lütz, der jetzt Referent bei der Europäischen Baptistischen Mission in Bad Homburg ist und der sie als Zürcher Dissertation (bei Prof. H. Geisser) geschrieben hat. Es liegt damit zugleich die erste gedruckte Untersuchung des Verhältnisses von Barth zu Schleiermacher vor: Für die Theologiegeschichte unseres Jahrhunderts ohne Frage ein ganz wesentliches Thema.

In ähnlicher Weise wie Schleiermacher im 19. hat Barth die dogmatische Arbeit im 20. Jahrhundert bestimmt, und für das Werden seiner Theologie ist gerade die Auseinandersetzung mit dem Antipoden aus dem vorigen Jahrhundert von fundamentaler Bedeutung gewesen. Lütz wendet sich gegen die Meinung, daß Barths Verhältnis zu Schleiermacher – trotz seiner nachdrücklich geäußerten Ablehnung – doch eher das einer nicht zu ernstesten Animosität auf dem Hintergrund von fast schwärmerischer Verehrung gewesen sei und daß Barth formal sogar deutlich von Schleiermacher abhängt. Die Namen Schleiermacher und Barth bezeichneten vielmehr „einen Gegensatz in der Theologie, wie er strenger wohl nicht gedacht werden kann“ (S. 399). Während bei Schleiermacher Gott in Natur und Geschichte aufgeht, rechnet Barth mit dem wirklichen Gegenüber Gottes im auferstandenen Christus. Während Schleiermacher die Theologie prinzipiell außertheologisch (in der Wissenschaft) begründet, ist sie für Barth bereits in Offenbarung und Glaube begründet. Während Schleiermacher die Kirche in die allgemeinmenschliche Religion einordnet, kämpft Barth für die Freiheit der Kirche, die ihr Sein nur von Jesus Christus hat, und während Schleiermacher den Glauben als eingebettet

in allgemein-menschliche Frömmigkeit ansieht, vertritt Barth die völlige Unverfügbarkeit des Glaubens als Geschenk des Wortes Gottes.

Trotz aller Zurückhaltung im eigenen Urteil (Lütz will ausdrücklich nicht nachprüfen, ob Barth mit seiner Kritik an Schleiermacher recht hat, sondern nur nach dem Ertrag dieser Auseinandersetzung für Barth selbst fragen, deutet an einer Stelle – Schleiermachers Gottesverständnis als Woher unserer schlechthinnigen Abhängigkeit – sogar an, daß Barths Kritik fehl ging) wird deutlich, daß der Verfasser sachlich ganz auf der Seite Barths steht.

Lütz schildert Barths Ringen mit Schleiermacher in Form einer „theologischen Biographie“: Karl Barth als Pilger oder Wanderer („homo viator“) aus dem ägyptischen Sklavenhaus in das gelobte Land. Dieses Bild vom Exodus ist von Barth selbst für seinen Weg verschiedentlich gebraucht worden und gibt deshalb – etwas ungewöhnlich zwar, aber doch sachlich berechtigt – auch die Kapitelüberschriften dieser Untersuchung ab: „Ägypten“, „Exodus“, „Wüstenwanderung“, „Das goldene Kalb“, „Ins gelobte Land“, „Zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens?“, „Letzte Worte“. Lütz beschreibt Barths Selbstverständnis als das „eines messianischen Befreiers der Theologie aus der Schleiermacherschen Knechtschaft“ (S. 9). Die wiederholte Beschäftigung mit Schleiermacher habe Barth dazu gedient, herauszuarbeiten, wie man es theologisch *nicht* machen soll. Das besondere wissenschaftliche und menschliche Format seines Gegners war dabei zugleich der Maßstab, hinter dem Barth zurückbleiben weder wollte noch konnte, wenn die angestrebte grundsätzliche und radikale Erneuerung der Theologie wirklich gelingen sollte.

Der (scheinbare) Widerspruch zwischen zunächst dominierender scharfer Ablehnung Schleiermachers durch Barth und den später häufiger werdenden Äußerungen besonderen Respektes ihm gegenüber ist verschiedenen Deutungen zugänglich. Lütz meint ihn auf einen „Hang zu Verschleierungen“ seiner wirklichen Meinung, auf Versuche Barths zur „Selbststilisierung“ bzw. „Eigenidealisierung“

rung“ zurückführen zu können. Dem entspricht die „messianische Rolle“, in der Barth sich selbst gesehen haben soll. Noch weiter geht die Behauptung, „daß Barths Ringen mit Schleiermacher ein Ringen mit sich selbst war“, „daß Barth in Schleiermacher seine *anima* bekämpft hat“ (S. 369). Die heftige Ablehnung der Anfangszeit sei vermutlich daraus zu erklären, daß Barth Schleiermachers Offenheit für das „Ewig-Weibliche“ persönlich bedrohlich fand; dementsprechend habe die 1929 beginnende Zusammenarbeit Barths mit einer Frau (Charlotte von Kirschbaum) auch zu einer freundlicheren Beurteilung und barmherzigeren Behandlung Schleiermachers geführt.

Ob der Verfasser sich damit nicht auf allzu schlüpfrigen Boden begeben hat? Eine theologiegeschichtliche Aufklärung sind diese Deutungen jedenfalls nicht. (Barths Protest gegen Schleiermachers früh-feministische These von der Nichtbekehrungsbedürftigkeit der Frauen, in deren gefühlvoll irrationalen Wesen im Gegensatz zu männlichen Christologen die Substanz der Weihnachtsbotschaft förmlich verkörpert sei, hätte überdies auch rein sachlich – nicht nur psychologisch – eine positivere Aufnahme verdient, als ihr hier zuteil wird.) Barths erstaunlich anerkennende, das letzte Urteil zurückhaltende Äußerungen könnten doch darin ihren Grund haben, daß Barth sich an diesen Stellen der Aufgabe des Historikers bewußt war, der nicht „Herzenskünder“, sondern Beobachter zu sein hat und ohne ein gewisses Maß an Sympathie und Offenheit seinen Gegenstand weder verstehen noch verständlich machen kann. Diese hermeneutische Überlegung fehlt im vorliegenden Werk allerdings.

Die damit angedeutete Kritik schmälert jedoch nicht die Überzeugungskraft der Hauptthese, daß Barth bis zum Ende seines Lebens mit Schleiermachers Theologie nicht einverstanden war. Wenn Barth in einer noch zu entwerfenden „Theologie des Heiligen Geistes“ eine mögliche Brücke zu Schleiermacher sah, dann nur in dem Sinne, daß das Schleiermacher unbewußt beherrschende „legitime Anliegen“, nämlich vom Werk Gottes *in nobis* her das Werk Gottes *extra nos* zu entfalten, ganz anders als bei ihm geschehen durchgeführt werden müßte. Indem sie auf diese theologische Aufgabe

aufmerksam macht, tut die vorliegende Untersuchung ebenso einen wichtigen Dienst wie dadurch, daß sie sich als gut lesbarer Einstieg in die Theologie Karl Barths empfiehlt. Uwe Swarat

Georg Huntemann: Der andere Bonhoeffer, Die Herausforderung des Modernismus, Wuppertal und Zürich, R. Brockhaus 1989, 320 S., geb. DM 29,80

Die durch seinen gewaltsamen Tod abgebrochene theologische Arbeit Dietrich Bonhoeffers enthält eine solche Fülle anregender (weil mehr angedeuteter als ausgeführter) Gedanken, daß sie bis heute Gegenstand lebhaften Dialogs ist. Dabei kann man allerdings beobachten, daß sehr unterschiedliche, gelegentlich sogar direkt gegensätzliche Bonhoeffer-Interpretationen entstehen. Es ist offenbar das eigene Interesse des Interpreten, dem Bonhoeffers Hinterlassenschaft nur zu leicht anverwandelt wird. Auch von Georg Huntemanns Beschäftigung mit Bonhoeffer hat man nicht den Eindruck, daß sie ihn wesentlich Neues gelehrt hätte, sondern ihm die Freude bereitete, in Bonhoeffer einen Geistesverwandten entdecken zu können. Er will mit diesem Buch den (auch von ihm selbst früher geteilten) Irrtum bekämpfen, Bonhoeffer sei so etwas wie ein „Kirchenvater der Linken“, ein Vertreter des theologischen Modernismus und des politischen Pazifismus. Dagegen zeichnet er Bonhoeffer als „bewußt ‚christliche(n) Abendländer‘“, als „Vatermensch“, „dem es bis zuletzt ganz wichtig war, daß der der Frau zugewiesene Ort das Haus des Mannes ist und dem alles daran lag, daß die Frau dem Manne untertan sei“, als den „verantwortliche(n) Offenbarungs- und Ordnungsethiker, der für ein Ethos ‚von Oben‘ und eine Obrigkeit ‚von Gottes Gnaden‘ kämpfte“ (S. 10).

Wie schon in seinen früheren Büchern zeigt sich Huntemann auch hier nicht als ruhiger Analytiker oder wissenschaftlicher Interpret, sondern eher als Journalist, Rhetor oder Verkündiger. Mit manchmal ermüdender Redundanz hämmert er dem Leser seine Botschaft ein, daß die „mehr oder weniger matriarchalisch-sozialutopisch-bibelselektive